



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1927**

7 (1927)

---

# Caritasblüten

Nr. 7

1927



## Was kostet deine Seele?

Nimm all das Gold, das in Palästen glänzt,  
Und jenes, das noch ruht im Schoß der Erde  
Und das als Krone manches Haupt umkränzt  
Und all das Gold der Reichen dieser Erde;  
Nimm alle Diamanten dieser Welt:  
Smaragd, Saphir und funkelnde Rubinen,  
Ja, alles was die Welt für kostbar hält  
Und was als Schmuck der Menschheit nur kann dienen:  
Für deine Seele reicht es nicht!

Nimm all den Reichtum, der im weiten Meer  
Verborgen liegt und den wir nie ergründen,  
Nimm alles, was auf weiter Flur umher  
In Berg und Tal dein Auge nur kann finden;  
Und könntest du, dem stolzen Adler gleich,  
Hinauf zum Sterneneheere dich erschwingen,  
Und könntest alle Sonnen in des Himmels Reich  
Du dir als Eigentum nur je erringen:  
Für deine Seele reicht es nicht!

Ein Einziger erschwang den hohen Preis  
Und zahlte ihn für deine einzige Seele:  
Sein kostbar Blut, es spritzte weit im Kreis,  
Sein Blut, so heilig, rein und ohne Fehle,  
Aus allen Poren dringt es dicht hervor;  
Es strömt vom Haupt, von Händen und von Füßen,  
Es ruft zum Vater sehentlich empor,  
Selbst aus dem Herzen sehen wir es fließen:  
O kostbar Blut, der Seele Preis!

M. B.



## Pius VII. und das Glas Wasser.

**A**m 3. August 1809 durchlief eine wichtige, furchtbare Neuigkeit das französische Dorf Piolenc. Der Papst Pius VII., von den Soldaten des ersten Napoleon in Rom gefangengenommen und nach Frankreich geschleppt, sollte das Dorf passieren, in Begleitung von Gendarmen, um dahin gebracht zu werden, wo ihn der von Siegen und Ruhm geblendete Eroberer haben wollte, der ihn für seine Pläne gefügig zu machen wähnte.

Die Bevölkerung war sehr aufgereggt, und gegen Mittag belagerten, trotz der brennenden Sonnenhitze, Männer und Frauen, Greise und Kinder die Straße, voll Sehnsucht, den erhabenen Gefangenen zu sehen und zu begrüßen.

Bald auch erscheint der von Gendarmen umgebene Wagen, und man erblickt durch die Wagenfenster das bleiche, leidende, doch von englischer Milde umstrahlte Antlitz Pius' VII.

Der Papst war bekleidet mit weißer Soutane und roter Stola. Langsam rücken die Wagen voran durch das Volk auf den Knien, das von dem erhabenen Dulder mit zitternder Hand gesegnet wird. Während die Mütter ihre Kinder in die Höhe heben, um ihnen den Heiligen Vater zu zeigen, schwenken die Männer ihre Hüte und machen ihrer Begeisterung Luft durch stürmische Rufe: „Es lebe der Papst! Es lebe Pius VII.“

Unterdessen wurde die Hitze unerträglich, und der im Wagen eingeschlossene Papst war erschöpft und ermattet. Er äußerte den Wunsch nach einer Erquickung, aber seine Begleitung weigerte sich, still zu halten, und so wurde der Weg durch das ganze Dorf fortgesetzt.

Pius VII. wiederholte seine Bitte nach einem Trunkte Wasser, und endlich hielt man vor dem letzten Hause still.

Auf der Schwelle stand eine junge Frau mit einem Kinde im Arme. Glückselig, diese Ehre zu haben, beeilte sie sich, Wein und Wasser zu holen, setzte ein Glas auf einen blanken Teller und reichte dasselbe ehrerbietig in den Wagen. Der Papst ergriff das Glas. Monseigneur Doria wollte ihm Wein einschenken, aber er wies ihn ab und verlangte nur ein Glas Wasser.

Als der Papst sich erquickt fühlte, gab der Prälat Doria das Glas der vor freudiger Aufregung zitternden Frau zurück, während der Heilige Vater in französischer Sprache sagte: „Gott wird's vergelten, Frau!“ und ihr seinen Segen erteilte.

Alsdann wurde das Zeichen zur Weiterreise gegeben, und noch einmal erdröhnte der tausendfache Ruf des gläubigen Volkes: „Es lebe der Papst! Es lebe der Papst!“ Die junge Frau, welche das besondere Glück hatte, den verfolgten, mißhandelten Statthalter Jesu Christi zu erquicken, war außer sich vor Freude. Sie folgte dem Wagen mit ihren Blicken, so lange



sie ihn sehen konnte. Als er ihren Augen entschwunden war, ging sie ins Haus zurück, fiel vor ihrem Kreuzifix auf die Knie nieder und dankte ihrem Heilande unter Tränen für die Gnade, die ihr zuteil geworden war.

Die Frau ist über 80 Jahre alt geworden.

Bis in ihr hohes Alter sprach sie vom 3. August 1809 mit jugendlicher Begeisterung. Sie ging dann rasch zum Hause hinaus und zeigte mit ihrem Stocke nach dem Orte, wo der Wagen stand, wo jetzt eine Steinplatte die Stelle dem Andenken erhält, und sagte ganz erregt: „Hier habe ich dem Heiligen Vater zu trinken gegeben, und hier hat er mich gesegnet.“

Der Segen des Papstes hat ihr viel Glück gebracht, und der liebe Gott hat ihr den Trunk kalten Wassers, das sie dem ermatteten Stellvertreter Christi gereicht hat, tausendfach vergolten.

Ihre Familie ist leiblich und geistig reich gesegnet, sie erfreut sich des Wohlstandes und, was viel höher zu schätzen ist, eines festen, durch keine Lockungen erschütterten Glaubens und kirchlichen Sinnes; ihr Enkel aber diente der Kirche als würdiger Priester und erinnerte sich freudig des Glückes und der hohen Ehre seiner Großmutter.



## Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.

**E**s war in den ersten Jahren unserer Missionstätigkeit, als ein neuer Schulknabe kam, etwa 9 bis 10 Jahre alt, und um Aufnahme in die Missionsstation Centocow bat. Er war ein ungemein drolliges Bürschlein, dessen kleine, hagere Gestalt und dessen Benehmen schon zum Lachen reizte; zwei große Augen rollten beständig wie fragend in seinem schwarzbraunen Gesicht; keinen Augenblick konnte er ruhig sein; zum mindesten hielt er einen Fuß oder einen Ellenbogen in die Höhe und schnitt dazu die lächerlichsten Grimassen. Schon sein Name klang drollig; denn als ich ihn fragte, wie er, der neue Studiosus, heiße — es standen natürlich die anderen Buben und Mädchen in allen Altersstufen um ihn herum —, gab er überlaut, mit vorgeneigtem Krauskopf und sehr lebhaften Gesten die Antwort: „Tschifinschlu“, das heißt: „das Haus brennt.“ Erschrocken blickten die kleineren Kinder auf das Strohdach in der Schule und meinten, es brenne wirklich, die anderen, größeren brachen in Lachen aus, und ich selbst wußte nicht, was ich denken sollte, oder ob ich ihn recht verstanden habe. Da schien aber der kleine Wilde fast böse zu werden, schlug mit der Hand an die Brust und schrie mehr als er sprach: „Yebo, Yebo, Tschifinschlu (das



Haus brennt).“ Na, ich glaube, bei dir brennt's auch etwas schnell, dachte ich und nahm den Knaben mit Genehmigung des Paters Superior in die Schule auf.

Als er dann in ein blaugestreiftes Hemd und ein kurzes Höschen gesteckt war und dazu noch ein paar hochrote Hosenträger bekam, sah unser „brennendes Haus“ schon ganz annehmbar aus, und als er dazu mit seiner Schiefertafel und der Fibel, den Griffel hinter das Ohr gesteckt, so gravitatisch einherschritt, reizte das Kerlchen wieder zum Lachen.

Selbst beim Lernen verbeugte und schüttelte er sich, als wollte er sich die Wissenschaft mit Gewalt eintrichtern. Er war nicht ohne Talent und zeigte dabei einen ganz eigenartigen Wissensdrang. Besonders hatte er es auf fremde Sprachen abgesehen; wo er nur ein fremdes Wort oder einen kurzen Satz sich aneignen konnte, tat er es; war es nun lateinisch, deutsch oder englisch, alles war ihm gleich willkommen. Er verstand es aber auch, sein Wissen am rechten Fleck zu gebrauchen.

Erhielt er z. B. vom Pater Missionar einen Auftrag, so blieb er in respektvoller Entfernung stehen, drehte und knete seinen Hut oder was ihm sonst gerade als Kopfbedeckung diente, manchmal war es nur eine Papiermütze, in den nervös arbeitenden Händen, machte eine tiefe Verbeugung nach der andern, rief unzählige Male: „Ja, ja, yebo, yes, Deo gratias!“ als Beweis dafür, daß er alles wohl verstanden habe und zu jedem Dienst bereit sei, und rannte dann davon, als gelte es, einen Brand zu löschen. Das war unser „Tschisinschlu“ — „das Haus brennt“.

Ging ich einmal ein paar Schritte von der Schule weg, so konnte ich sicher sein, daß Tschisinschlu wieder irgend etwas anstellte, bei seiner affenartigen Geschwindigkeit über alle Bänke hinüber ein Rad nach dem andern schlägt, die große Schultafel umwirft, einem kleinen Mädchen schnell einen Maiskolben wegrißt oder durch irgend einen Schabernak die ganze Schule in Schrecken setzt. Aber so fröhlich und mutwillig Tschisinschlu auch meistens war, so gab es doch zuweilen auch recht traurige Stunden für ihn. Da konnte er sich dann in den äußersten Winkel der Schule verkriechen und weinen wie ein kleines Kind. Dies geschah gewöhnlich, wenn er für seine tollen Streiche eine empfindliche Strafe erhalten hatte. Doch selbst seine Traurigkeit reizte seine Mitschüler oft zum Lachen; sie meinten eben, er scherze bloß, und das verdroß ihn dann am allermeisten. Tschisinschlu konnte überhaupt nichts still tun, auch nicht im stillen leiden.

Zuweilen stellte er sich, wenn sein Herz übertoll war, an die große Schultafel, nahm seufzend die Kreide in die Hand und gab nun seinem Schmerz — er lernte nämlich sehr schnell lesen und schreiben — Ausdruck: „Wo u Nkulunkulu wami, o mein Gott! Was ist doch das für eine traurige Welt! Ich armer



Knabe bin wahrlich bloß zum Verdruf geboren. Wäre ich ein Frosch, so hätten wenigstens die Knaben eine Freude an mir, und die Mädchen würden mich fürchten; ich aber würde lustig im Grase hüpfen. So aber bin ich bloß so ein armer Wicht, der alle Menschen ärgert, ein unverbesserlicher Junge, wie alle sagen.“

Nach einer solchen Einleitung ging er dann in der Regel erst auf das eigentliche Thema über. Nicht selten gestand er dabei seine innersten Herzensgeheimnisse; natürlich war alles noch fehlerhaft geschrieben, aber doch schon leserlich.



Schwester Daria mit Waisenkindern in Rhodesia.

So hatte er eines Tages mit Heldenmut eine große giftige Schlange gekötet und das gefährliche Reptil im Grase verborgen. Schon malte er sich in seiner Phantasie aus, wie schön das sein würde, wenn er das Tier heimlich in das Schulzimmer schaffte und gerade vor die Türe hinlegte. Wie würden da am nächsten Morgen die eintretenden Mädchen erschrecken und schreiend davonlaufen! Er selber wollte dann auch den Erschrockenen spielen und mit den übrigen davonrennen.

Dabei kam ihm aber auch wieder der Gedanke: Wie, wenn es doch auskommt, daß du es gewesen? Wird nicht ohnehin der Verdacht gleich wieder auf dich fallen? Nun, Vorsicht ist besser als Nachsicht, denkt sich Tschifinschlu, schleicht sich ins Vestiarium, sucht sich daselbst drei Hosen von gutem, starkem Tuche aus und zieht sie für die verhängnisvolle Stunde an.



Es kam genau so, wie er es sich ausgeklügelt hatte. Die Sache war köstlich! Die Mädchen erschrakten und schrien entsetzlich; er selbst natürlich bekam die übliche Tracht Prügel. Der Bruder, der ihm die Schläge verabreichte, wunderte sich anfänglich wohl über die hohle Resonanz, die es heute gab, allein da Tschifinschlu bei jedem Streiche mordsmäßig schrie und jammerte, gewann er schließlich doch die Überzeugung, er sei dem losen Jungen heute einmal recht ans Leben gekommen. Tschifinschlu stellte die Höschen eben so heimlich wieder zurück, wie er sie genommen, und niemand wäre auf die arge Tat gekommen. Doch siehe, heute stand es schwarz auf weiß, das heißt weiß auf schwarz mit der Kreide geschrieben, an der großen Schultafel. Staunend lasen die Kinder dieses unerhörte Selbstbekenntnis. Zu seiner Entschuldigung hatte Tschifinschlu beigefügt, er habe das bloß deshalb getan, weil er sich dazumal von der vorgehenden Tracht Prügelei noch nicht genügend erholt hätte.

Einmal war ich längere Zeit krank und Schwester Regina vertrat meine Stelle in der Schule. Da schrieb mir Tschifinschlu folgenden Brief: „Ich wollte den kleinen Mädchen eine recht große Freude machen, und als alle um mich herumstanden, fragte ich sie, ob sie ein Isimangaliso (Wunder) sehen wollten. Als alle sofort mit „ja“ antworteten, nahm ich eine Schachtel aus der Tasche, stellte sie sachte auf den Tisch, öffnete sie dann langsam, — da sprang eine Maus heraus, die ich kurz zuvor lebendig gefangen hatte, ein kleines, unschuldiges Mäuschen.

Nun frage ich Dich, liebe Mutter, war das meine Schuld, daß alle wieder schreiend aufsprangen, zur Tür hinaus liefen und dabei die Lampe umstürzten, so daß der Zylinder zerbrach und das Petroleum über den Tisch herunterrann? Die dummen Mädchen! So erschrocken wegen einer kleinen Maus! Hätten sie sich vernünftig benommen, so wäre nichts passiert. So aber fielen auch noch etliche Bücher herunter, und einige Mädchen zerrissen sich die Schürzen. Das Schlimmste bei der Sache aber war, daß Deine böse Miezi mein armes, kleines Mäuschen gleich unbarmherzig aufgespeist hat. Jammer schade darum! Es war noch so klein und mager; ich hätte es erst sorglich groß gezogen, fett gefüttert und dann erst am Feuer gebraten und verzehrt.

Ach, Mutter, sei mir nicht böse und verzeihe Deinem armen kleinen Jungen! Ich hatte es so gut gemeint, und dann habe ich den Tisch mit Salz und Asche tüchtig gewaschen, so daß von dem häßlichen Ölfleck rein nichts mehr zu sehen ist. Den Mädchen habe ich, obschon ich gar keine Verpflichtung gehabt hätte, die zerrissenen Schürzen geflickt; bei dem Bruder habe ich mir alsdann für die beschädigte Lampe einen neuen Zylinder gebettelt, und zu guter Leht ließ ich mir von der lieben Schwester Regina acht tüchtige Handstreichs geben, so daß nun aller Schaden gutgemacht ist. Deo gratias!“ (Fortsetzung folgt.)





## Sawah.

Von Schwester Oktavia, Mariannahill.

**S**ie war ein armes Hottentottenkind, verlor bald nach ihrer Geburt die Eltern und wurde in Transvaal von einer Nachbarsfamilie aufgezogen. Kaum sechs Jahre alt, wurde das Kind auf die Straße gesetzt, damit es sich selbst sein tägliches Brot suche. Endlich erbarmte sich eine holländische Familie dieser armen Waise. Aber auch hier war Sawah nicht auf Rosen gebettet. Die Frau des Hauses, ein wenig geistestrank, behandelte das Kind wie eine Sklavin. Trocken Brot war seine Kost und ein paar Kohlsäcke in der Küche seine Lagerstätte, dabei stete Arbeit.

Eines Tages trug Sawah wie gewöhnlich das eigene Kind der Familie im Zimmer hin und her, als die kranke Frau einen Topf kochendes Wasser über den Rücken der Hottentottenwaise schüttete. Sawah mußte wegen großer Brandwunden ins Krankenhaus gebracht werden und genas nach vielen Wochen wieder soweit, daß sie das Krankenhaus verlassen konnte, um wieder auf der Straße herumzuirren. Da ohne jegliche Erziehung, kam das Kind auf die tollsten Einfälle. Wenn alles zur Ruhe war, lief sie die Straße entlang und warf hier und dort einen Stein auf das Dach, um die Leute auf die Idee zu bringen, es seien Geister, die überall herumspukten. Wirklich fingen die Bewohner der Häuser allmählich an, sich zu fürchten, und da man den Geist nicht finden konnte, ging man bei der Polizei Hilfe suchen. Es dauerte nicht lange, da wurde die kleine Sawah ertappt und auf drei Wochen ins Gefängnis gesteckt. Sobald sie ihre goldene Freiheit wiedererlangt hatte, setzte sie ihr Geisterspiel wieder fort. Die Bewohner der Stadt wurden ganz empört, und die Mütter fürchteten sich noch mehr als die Kinder. Nach langem Forschen kam man der kleinen Übeltäterin wieder auf die Spur, und Sawah saß bald wieder im Gefängnis. Niemand wußte, woher die Kleine kam. Sie selbst kannte ihren



Familiennamen nicht. Schließlich suchte die Regierung sie in einer Missionschule unterzubringen. So brachte man sie am 23. September 1923 zu uns. Der Magistrat teilte uns auch Sawahs Geistergeschichte mit und meinte, wir dürften uns nicht wundern, wenn es nun auch bei uns in der Schule zuweilen sonderbare Geister gebe. —

Das zwölfjährige Kind war bleich und abgemagert, die dünnen langen Beinchen waren von der Fußsohle bis zu den Knien blau von den vielen Schlägen, die das Kind bekommen; aber es hatte doch immer ein freundliches Lächeln. Ich sorgte nun in erster Linie einmal für den Magen dieses armen Wesens, damit dasselbe einigermaßen zu Kräften komme; aber die Kleine war ein ordentliches Essen nicht gewöhnt und konnte wenig vertragen. Sie verrichtete in der Schule die kleinen Hausarbeiten, war wohlgenut und hatte das Geisterspielen ganz vergessen. Nach einem Jahre fing Sawah an zu kränkeln. Der Arzt erklärte ihren Zustand als eine Folge des früher erlittenen Hungers. Man brachte sie ins Hospital, bereitete sie dort auf die Taufe und die heilige Kommunion vor, und sie erhielt den Namen Maria. Allmählich verschlimmerte sich ihr Zustand; der ausgehungerte Körper schwoll an, und jedes Glied brachte ihr seine eigenen Schmerzen. Unsere unvergeßliche Schwester Amantia behandelte sie wie eine Mutter. Das arme Kind hatte ja früher nichts gewußt von Liebe und wurde daher sehr anhänglich an die Schwestern. Im Februar 1926 erlöste der Herr die kleine Märtyrin von ihrem schrecklichen Leiden, und wir dankten dem lieben Gott, der dieses arme, verlassene Kind in die himmlische Heimat aufgenommen hat.

✻

### Lustige Ecke.

Gut überlegt. Onkel: „Weil du so brav gewesen bist, Anton, werde ich dich belohnen. (Reicht ihm eine Mark und einen Fünfmarschein.) Was willst du lieber, das Silberstück oder das Papier?“ — Der kleine Anton: „Einwickeln, lieber Onkel.“

Auf dem Standesamt. Standesbeamter: „Der Mann muß die Frau beschützen; sie hat dagegen die Pflicht, ihm überall zu folgen.“ — Frau: „Läßt sich daß nicht ändern? Mein Mann ist Landbriefträger.“

Frühlingsfreude. „Wie zweckmäßig und wohlthätig ist der Wechsel der Jahreszeiten!“ sagte ein Lehrer. „Worin mag wohl der Vorteil dieses Wechsels bestehen? Warum freut sich zum Beispiel dein Vater auf den Frühling?“ fragte er einen Jungen. — „Weil wir dann keine Schuhe brauchen“, antwortete der Kleine.

Kindliches Gebet. Der kleine Robert verrichtet kniend vor seinem Bettchen das Abendgebet. Unterdessen kann sein noch jüngeres Brüderchen der Versuchung nicht widerstehen, ihn einige Male an den Haaren zu zupfen. Eine Weile lang erträgt der kleine Beter eine solche Störung geduldig. Dann aber hält er mitten im Gebete ein mit den Worten: „Lieber Gott, entschuldige mich einen Augenblick, bis ich dem Karl eine heruntergehauen habe.“



## Die ersten schwarzen Kandidatinnen in Kiboscho.

Von Schwester Amabilis.

(Schluß.)

**N**un, Mama“, fing Sofia wieder an, „schau einmal den Segen Gottes in den Kartoffeln!“ Sie fing an, einige Sträucher auszugraben. Da wuchs meine Verwunderung noch mehr; so etwas hatte ich noch nie gesehen. Die Kartoffeln waren so groß wie Kunkelrüben. Die Erde war von der Menge der Frucht überall gespalten. — Weiter erzählte sie mir, daß die Heiden, die sie vorher so ausgelacht, jetzt ein wenig beschämt seien — aber auch vor Verwunderung nicht wissen, was sie sagen sollen, und daß man, um sich zu überzeugen, ob unsere Religion die wahre sei, nicht erst zum Unterricht zu gehen brauche, sondern sich nur dieses Feld hier zu ansehen hätte. Nächsten Morgen ging es fleißig an die Ernte dieser Wunderkartoffeln, und Sofia konnte nicht nur ihrem Vater eine schöne Summe Geld übergeben, sondern auch noch viele andere mit Kartoffeln beglücken. So machte Sofia unverdrossen weiter, bis sie ihren Vater ganz und gar gewonnen und bekehrt hatte. Als er nach einigen Jahren zum Sterben kam, ist ihm noch das Glück zuteil geworden, durch das Wasser der Wiedergeburt ein Kind der katholischen Kirche zu werden. Sofia war nun überglücklich.

Durch die langen Jahre hindurch kamen verschiedene Stürme gegen diese aufkeimende Genossenschaft der schwarzen Jungfrauen; auch fürchtete man immer, daß sie mit der Zeit untreu werden und wie ihre Stammesgenossen heiraten. Doch sie blieben treu und wankten nicht trotz aller Stürme und, als die Schwestern im Jahre 1920 Ostafrika verlassen mußten und viele glaubten, daß die Jungfrauen nun auseinandergehen werden, zeigte sich erst recht, wie groß ihre Liebe und ihr Eifer nicht nur für ihren Beruf, sondern auch für die Religion und Mission und überhaupt für die Sache Gottes gewesen. Alle Arbeiten teilten sie unter sich und alles, Kirche, Küche, Nähzimmer, Garten und Feld wurden so gut, als sie es nur konnten, besorgt. Sofia, welche vorzüglich die Alten in unserer heiligen Religion unterrichtete, gönnte sich jetzt weder Ruh noch Rast, damit doch in Abwesenheit der Schwestern die Mission, besonders das Frauenvolk nicht Schaden leiden würde. Sie schrieb mir selbst darüber. In jedem ngambo, das ist ein Strich Land von einem Fluß zum andern, hat Sofia nun eine dort wohnende Frau als Aufseherin angestellt, die über alle anderen Frauen wachen mußte und sie zum Guten anspornen und vom Bösen abzuhalten hatte. Weiter erzählte sie mir: „Viele, besonders die älteren Frauen,



die nicht nur an Jahren, sondern auch im Christentum älter sind als ich, beschämen mich; denn sie kommen und bitten mich, daß ich ihnen jetzt an Stelle der Schwestern Unterricht geben möchte. Ja sie bringen mir selbst ihre Kinder nicht nur zur Schule, sondern auch zur Arbeit, und andere bitten, ihre Kinder doch auch in unsere Mitte 'der Jungfrauen' aufzunehmen, denn sie sagen, sie werden es als ein großes Glück ansehen, wenn ihre Kinder auch als Jungfrauen dem lieben Gott dienen möchten." So hatten die hochwürdigen Herrn Patres in Abwesenheit der Schwestern an den schwarzen Kandidatinnen, deren Zahl schon bedeutend gewachsen war, eine große Stütze und Hilfe. Und wie sehnsüchtig verlangten sie nach den Schwestern. Sofia schrieb mir selbst, daß sie alle täglich der lieben Mutter Gottes nicht nur vorbeten, sondern auch vorjammern und vorweinen, ihnen doch ihre Schwestern so bald als möglich zurückzubringen. Als unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin im Jahre 1923 bei ihrer Visitationsreise von Südafrika nach Zanzibar kommen sollte, da schrieb Sofia im Namen aller Jungfrauen, schon ein halbes Jahr vorher einen rührenden Brief an ehrwürdige Mutter, den ich hier wörtlich folgen lassen will:

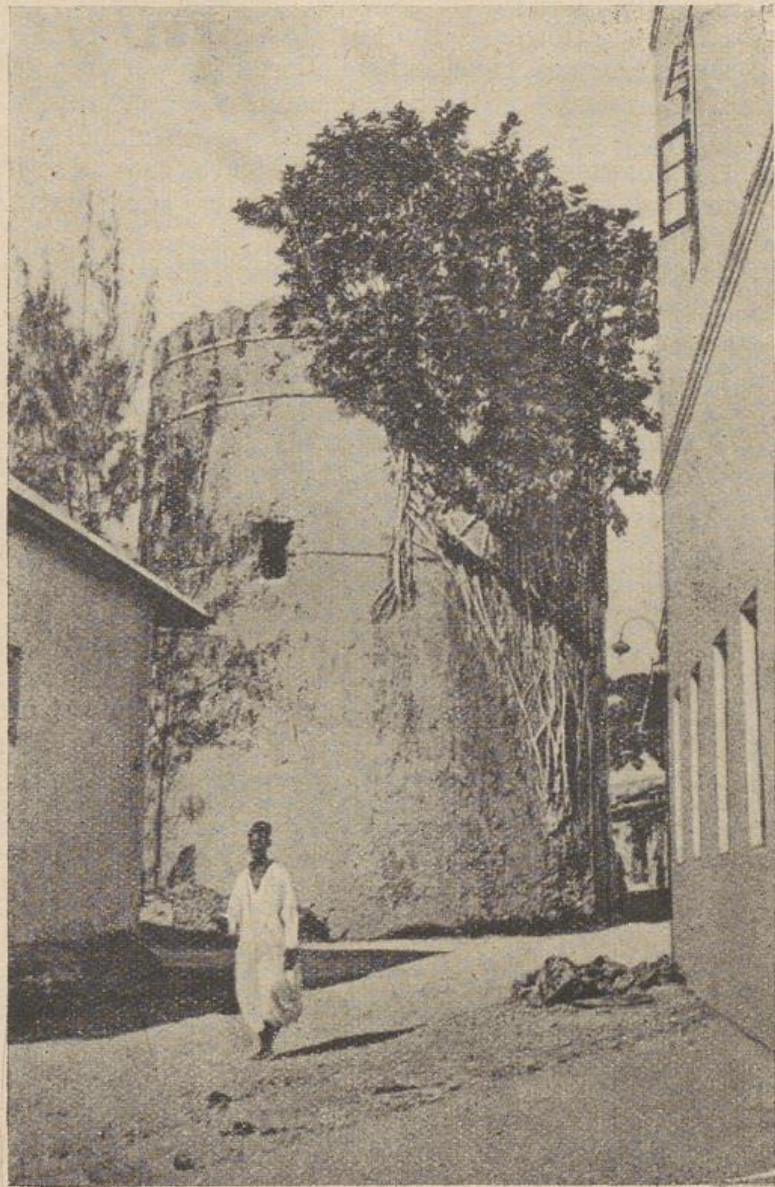
Unsere liebe große Mutter!

Wir alle fragen Dich, ob Du gesund bist und auch alle Deine Kinder, die lieben Schwestern, besonders die, die bei uns gewesen. Wir alle sind gesund, aber wir haben sehr sehr viel Schmerz, weil wir allein sind, ohne Schwestern. Unsere liebe große Mutter, wir sind so voll Schmerz, daß uns niemand zu trösten vermag — aber wir vertrauen auf Dich, liebe große Mutter, daß Du uns den Schmerz lindern wirst, indem Du uns Schwestern schickst — und wenn es auch nur eine einzige für jede Station hier auf dem Kilimandjaro wäre, wenn es nicht anders ging, damit sie uns, Deine armen schwarzen Kinder, leiten und beschützen möchte. Schau, liebe große Mutter, wir haben die Stimme Gottes in unseren Herzen gehört und sind ihr nachgefolgt, weil wir das Beispiel Deiner Kinder, unserer lieben Schwestern, mit denen wir früher zusammen waren, gesehen. Unsere liebe große Mutter! Der Unterricht und das Beispiel der Schwestern liegen vor unserem Angesicht wie ein Spiegel oder eine Photographie und wir danken Dir, daß Du uns früher die Schwestern geschickt, wenn sie uns auch jetzt nach dem Willen Gottes genommen worden; aber das Beispiel, das sie uns zurückgelassen, wollen wir befolgen mit aller Kraft. Für ihre Beispiele danken wir ihnen noch mehr als für ihre Lehren und wenn wir auch einen unaussprechlichen Schmerz fühlen, unserer lieben Schwestern beraubt zu sein, so werden wir doch nicht wanken in unserem Stande der Jungfräulichkeit und wenn es uns auch nicht nur viel Leid, sondern selbst den

106



Tod kosten sollte, nein, wir gehen nicht zurück, koste es, was es wolle. Aber, unsere liebe große Mutter, wir schreiben Dir das mit einem großen Vertrauen, daß Du unsere Bitten erhören und uns Schwestern schicken werdest. Wir bekennen Dir, liebe



Alter portugiesischer Festungsturm in Zanzibar.

Mutter, daß wir Dir angehören und Dein Eigentum sind, und unter Deinem Schutze stehen, weil wir durch die Arbeit Deiner Kinder für den lieben Gott gewonnen wurden und von ihnen belehrt worden sind. Also, unsere liebe große Mutter, setze Deiner Arbeit nun jetzt die Krone auf und lasse uns nicht allein.  
Wir Deine armen schwarzen Kinder von Kibosho.“



Und als unsere ehrwürdige Mutter nach Zansibar kam und Schwestern zusagte, o da war die Freude allgemein sehr groß. Jung und alt, groß und klein, alles jubelte. Sofia träumte fast jede Nacht, daß Schwestern schon gekommen oder schon da wären und als sie dann am Morgen gewahr wurde, daß es nur ein Traum gewesen, dann weinte sie oft bittere Tränen. Das Gebet wurde verdoppelt um baldige Ankunft der Schwestern. Und als endlich nach vielen Schwierigkeiten die Erlaubnis von London für die Rückkehr der Schwestern gegeben war und die Schwestern anfangs Februar 1925 erschienen, war die Freude aller Schwarzen und besonders der schwarzen Jungfrauen nicht zu beschreiben.

Nun sahen sie ihre Gebete erhört; ihre Mütter kamen zurück und so konnten sie sich nun, sorglos um das Zeitliche, ganz und gar ihrem schon so längst ersehnten Berufe hingeben und sich der Leitung der Schwestern anvertrauen. Am 15. Mai desselben Jahres wurden elf von den ältesten und bravsten Mädchen eingekleidet und das Noviziat eröffnet. Die guten Kinder haben lange genug auf dieses große Glück gewartet und sind jetzt nun doppelt glücklich, endlich einmal ans Ziel gekommen zu sein. Möge der liebe Gott, der diese zarten Blümchen so fest an sich gezogen und ihnen so wunderbar durch alle Schwierigkeiten geholfen, auch weiterhin dieselben beschützen und ihnen mit seiner Gnade beistehen und auch noch vielen andern diesen schönen Beruf geben, damit sich diese neue Genossenschaft der Schwestern von Kilimandjaro bald vermehren und verbreiten möchte; denn die Kräfte unserer Schwestern reichen lange nicht aus für die vielen, vielen Heiden, die noch zu bekehren sind. Wir empfehlen diese neue Genossenschaft recht innig dem Gebet und Wohlwollen unserer lieben Leser.



## Ein Ausflug auf die kleine Außenstation Sankt Xaver

aus Maria Trost.

**M**orgens um ein halb sieben Uhr machten unsere Kinder sich auf den Weg. Sie hatten sich erst geistig beim Empfang der heiligen Kommunion und dann körperlich durch ein frugales Frühstück für den weiten Marsch gestärkt. Wir Schwestern fuhren im achtspännigen Eselswagen. Einige kleine Knaben sprangen mit auf den Wagen, der eine schwere Tour durch Steine und Morastlöcher zu machen hatte. Pater Rektor kam zu Pferd. Um ein halb neun Uhr erreichten wir unser Ziel, und die Leute der



Umgebung, welche sich zum Gottesdienste und zum Empfang der heiligen Sakramente eingefunden hatten, erwarteten schon sehnsüchtig den Priester. In einem nahen Kraal bereitete man uns Tee. Ein kleines Bänkchen aus der Kapelle und ein paar Fußschemel dienten als Sitz. Eine Matte auf dem Boden ausgebreitet, war der fürstliche Tisch. Eine andere Frau brachte Maiskolben und erbot sich, für den Priester den Tee zu kochen. Schon ein paar Stunden hatte sie das Feuer geschürt, damit der Tee doch endlich ans Kochen käme. Es wurde ja übrigens auch schon 12 Uhr mittags, bis alle gebeichtet hatten und endlich das heilige Messopfer beginnen konnte. Der Andrang der Kommunizierenden war so groß, daß leider die Hostien nicht reichten. Wie vieles wäre doch noch zu tun, möchte der liebe Gott doch ein paar kräftige Missionare hierhersenden.

Unter den Christen war auch eine Heidin; ihre schwarzen Zotteln im Gesicht verrieten sofort, daß sie das saubere Geschäft einer Wahrsagerin betrieb. Unsere Schwester Umata redete ihr zu Herzen, daß sie doch ihrem Teufelsdienste absagen solle. Zur Verwunderung aller kam sie zwei Tage darauf wirklich zur Station, hatte sich die Haare abgeschnitten und kaufte sich Kleider. „Ich sehe“, bemerkte sie, „ihr habt gut gebetet.“ —

Wenn dieser Ausflug, an dem unsere Kinder von morgens bis abends gefastet hatten, auch nur diese einzige Seele eroberte, dann sind alle diese Opfer reichlich belohnt. —



## Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

**D**as Dorf war mit einem Pfahlwerk umgeben. Ich klopfte an dem Tore an. Nach den üblichen Fragen und Erklärungen ließ uns der Hüter ein. Bald darnach kam der Häuptling. Er hieß mich willkommen und beschenkte mich mit einem Topf Hirsenmehl. Auch die Einwohnerschaft zeigte sich sehr freundlich und zuvorkommend, was für mich ein Beweis war, daß die Mission nicht mehr sehr weit sein mußte. Denn sobald irgendwo eine Mission besteht, merkt man deren zivilisierenden Einfluß in der ganzen Gegend.

Fünf Stunden waren wir auf der Reise gewesen.

„Saget mir,“ redete ich nun den Häuptling und seine Umgebung an, „kennt ihr den Ort, woher ich komme, und Mandera, wohin ich gehe? Wo ist der Weg am nächsten?“

Sie antworteten: „Der Ort, woher Du kommst, ist sehr nahe; aber Mandera ist mbali, mbali sana — weit, weit, sehr weit.“

Gut, dachte ich, da ist kein Zweifel möglich; ich habe es mit braven Leuten zu tun, welche das Land genau kennen. Also fünf Stunden auf der einen Seite und das nennen sie sehr nahe; auf der anderen Seite ist es zweimal mbali



mit einem großen Superlativ dazu, das macht wenigstens zwei- und auch dreimal fünf Stunden.

O Enttäuschung! Vergebens also hatte ich gehofft, noch vor Tagesanbruch in Mandera zu sein, vergebens mich auf den Sonntag gefreut! Von der Magenfrage will ich gar nicht reden; denn ich mochte das Gepäck durchwühlen wie ich wollte, kein Fingerspizchen Kaffee, kein Schnäpschen, nichts war mehr vorhanden. Und doch fühlte ich das Bedürfnis, ein Reizmittel zu nehmen, um bis an das Ziel aushalten zu können, denn eine große Mattigkeit in den Beinen ließ mich fühlen, daß das Fieber bereits ansetzte. Zum Glück hatten die Neger, denen es auf den Unterschied zwischen Ja und Nein, zwischen Wahrheit und Lüge überhaupt wenig ankommt, auch diesmal, wenn nicht gerade wissentlich gelogen, sich doch großartig geirrt.

In früher Morgenstunde griff ich nach dem Wanderstab. Trotz des Fiebers, welches mir jetzt bleischwer in den Gliedern lag, marschierte ich festen Schrittes drauf los. Gegen 8 Uhr setzte ich mich auf einen losen Baumstamm nieder, um ein wenig Atem zu schöpfen und über die weiteren sechs bis zehn Stunden nachzudenken.

„Siehst Du jene Hütten dort?“ unterbrach mich jählings der Führer, „dort ist das Tal Kingaru.“

„Kingaru von Mandera?“

„Ja, von Mandera. Das sind die ersten Wohnungen.“

„Wie! Wäre das möglich! O Gott, wie danke, danke ich dir! In einer halben Stunde also werde ich am Ziele sein, in einem unserer Häuser, bei einem Mitbruder, ich, der ich glaubte, noch einen ganzen Tag unter dem Kreuze gehen zu müssen!“

Nun schnell auf und vorwärts!

Das Gebiet von Mandera besteht aus mehrere kleinen Ortschaften. Als ich an denselben vorbeiging, riefen mir die Leute nach „Jambo Nzungu! Jambo Bana! — Guten Tag Weißer! Guten Tag Meister oder Herr!“

Unterwegs kam sogar ein Mann auf mich zugelaufen, der mir freundlich die Hand drückte. Seither habe ich erfahren, daß es der große Hexenmeister der Gegend war.

Endlich wurde ich eine Hütte gewahr, die größer und feiner ausah, als die übrigen, und worüber ein großes Kreuz emporragte.

Ein Kreuz! Dort also ist es, wo der Heiland, Jesus, wohnt, wo Mitbrüder wohnen, wo ich einige Tage Frieden und Ruhe genießen werde. Sei mir gegrüßt, inniggeliebtes Kreuz, sei mir gegrüßt, o crux ave!

Der liebe Gott gibt mitunter im Leben große Freuden; aber eine derart überschwängliche, wie die meine war, kann nur einem Missionar zuteil werden.

Mein Einzug in die Mission war — man verzeihe mir den Ausdruck — der eines Stammgastes in sein Lokal.

„Guten Tag! — Wie geht's? — Hier bin ich! — Gebt mir zu trinken!“

In Wahrheit sah ich nicht mehr hell vor Hunger und Durst, besonders vor Durst, denn das Fieber brannte mir wie Feuer in den Eingeweiden. Eine gute Tasse Kaffee erholte mich wieder und zwei starke Dosen Chinin dämpften auch das Fieber.

Dann begaben wir uns in die Kapelle, um Jesus, Maria und Joseph unseren herzlichsten Dank für den uns auf der Reise verliehenen Schutz und Schirm auszusprechen.

Ich unterlasse es, Näheres über die Mission von Mandera zu berichten, die, obwohl sie erst seit drei Jahren besteht, schon sehr viel Gutes sowohl in geistiger als auch in materieller Hinsicht geleistet hat. Nur eines möchte ich erwähnen:

Die große Landesplage hier, wie überhaupt in der ganzen Umgegend, welche ich durchreist habe, ist der Kindermord. Sklavenjagden und Kriege zwischen den Stämmen richten bei weitem nicht soviel Unheil an, wie das genannte Laster. Ein trauriges Zeremoniell begleitet die Geburt. Der Vater des Kindes darf nicht zugegen sein; die Mutter wird von einer Schar alter Weiber umringt,



welche über Leben und Tod des Neugeborenen in erster und letzter Instanz Gericht sitzen. Wenn das arme Würmchen irgendein kleines Gebrechen, wenn es vor der Zeit ein Zähnechen im Munde, eine Locke auf dem Scheitel oder sonst etwas Außergewöhnliches an sich hat, so wird es sofort dem Tode geweiht. Gewöhnlich dreht ihm ein altes, häßliches Weib den Hals um und man gibt sich nicht einmal die Mühe, den scheußlichen Mord vor den Augen der Mutter zu verbergen. Ein außerordentliches Naturereignis, eine Finsternis, bestimmte Mondphasen, die Erscheinung eines Kometen, verurteilen ebenfalls alle Kinder, welche zur Zeit eines solchen Vorfalles geboren werden, ohne Gnade zum Tode. So werden ganze Geschlechter dem Tode geweiht. Welche Freveltaten und welche Hindernisse der Bekehrung! Einige Wochen vor meiner Ankunft hatte Pater Picarda alle Häuptlinge der Umgegend zu sich beschieden, um mit ihnen über diese barbarische Sitte zu verhandeln und derselben möglichst ein Ende zu machen. Leider, und trotz seines Anerbietens, für jedes Kind, welches man ihm bringen würde, etwas zu bezahlen, erlangte er nichts, als einige unbedeutende Versprechen, die nicht gehalten werden. Denn nie und nimmer wird ein Neger sich getrauen, den Landes sitten zuwider zu handeln, so lange die höllische Bande der Zauberer, welche die eigentlichen Gewalthaber in Afrika sind, hinter ihm stehen wird.

\* \* \*

Am Mittwoch, um 1 Uhr mittags, verließ ich Mandera, setzte wieder über den Wame, der nur eine halbe Stunde von der Mission entfernt ist, und lenkte in das Gebiet der Wadoe.

Die Wadoe (d. h. Bewohner von Udoe) sind ein schöner und starker Menschenschlag, alle Bauersleute. Auf ihren Feldern, die gut besorgt sind, ziehen sie Mais im Aberflusse, Sorgho, Pataten und Maniok. Frucht bäume haben sie nicht, Bananen trifft man nur selten. Ihr Hauptreichtum besteht in Schaf- und Ziegenherden. Sie haben keine Sklaven. Ihre Dörfer liegen gewöhnlich auf Anhöhen und sind im Dickicht verborgen; ein enger, absichtlich im Zickzack angelegter Fußpfad führt zu ihnen empor. Wenigstens von einem Walle aus Schlingpflanzen, Dornen und Gestrüpp sind sie umschlossen. Manche haben Palisaden aus großen Holz- und Baumstämmen. Der Eingang ist gewöhnlich von einer Felischütte und einem Aschenhaufen verdeckt. Die Hütten sind alle aus Stroh in runder Form aufgeführt und regellos nebeneinander gebaut; man meint, Heuschaber zu sehen.

Das Land Udoe wird im Süden durch den Kingani von Usaramo, im Norden durch den Wamefluß von Ufigua getrennt; im Osten erstreckt es sich bis an die Meeresküste und grenzt im Westen an Ukami und Ukuare. Es zerfällt in vier Bezirke und wird jeder von einem Oberhäuptling, dem Mwene (sprich: Muene) regiert. Von diesem hängen andere Mwenes oder Dorfschulzen ab, die ihm einen jährlichen Tribut bezahlen. Die Groß-Mwenes lassen ihren Bart wachsen, welcher manchmal ziemlich lang wird; ebenso ihre Nägel, welche sie wie Löwenkrallen zuschneiden und mit Kokosöl und Schaffett einreiben. Dank dieser Sorgfalt gelingt es ihnen, sich ein abscheuliches Aussehen zu geben und einen ganz und gar afrikanischen Geruch zu verbreiten, der wohl geeignet ist, einem Europäer die Eingeweide in Aufregung zu bringen. Vor einem Fremden verstecken sie sich, und es ist sehr schwer, bei einem derselben eine Audienz zu erhalten. Auch Gegenseitig dürfen sich die Mwenes nicht besuchen und wenn zufällig der eine den anderen erblickte, so müßte einer von ihnen, wie sie meinen, im Laufe des Jahres sterben. Wenn sie etwas miteinander zu beraten haben, bezeichnen sie ein Dorf für die Zusammenkunft, treten in eine Hütte, welche vier getrennte Räume hat, und unterreden sich durch die Wände. Wenn einer von ihnen stirbt, bereiten sie ihm ein Grab und begraben zugleich mit ihm einige Weiber, welche ihn in der anderen Welt bedienen sollen. Dann folgen Tänze, Festgelage, bei denen Blut aus Menschenschädeln getrunken und Menschenfleisch verzehrt wird. — Ähnliche Opfer begleiten die Wahl eines neuen Mwene. Da sie sich aber nicht selber aufzehren und bei gewissen Festlichkeiten Menschenopfer nötig haben, machen sie regelrecht Jagd auf ihre Nachbarn. Das Fleisch der Wakami scheint



ihnen das beste; mehreremal im Jahre ziehen sie auf Befehl des Häuptlings zu Hunderten an die Grenze von Ukami, lauern im Buschwerk verborgen und fallen über die einsamen Wanderer her, bis die Zahl der Opfer voll ist. Die Karawanen, welche in das Innere ziehen, werden oft von ihnen belästigt. Wenn man mit den Leuten auf diese blutigen Gebräuche zu sprechen kommt, so wollen sie immer unschuldig sein. „Das tun die Leute im nächsten Dorf“, sagen sie. Natürlich zieht ihnen dieses Vaster den Haß aller umliegenden Völker zu. Sultan Said, der Vater des gegenwärtigen Sultans von Sansibar, hatte beim Barte des Propheten geschworen, sie bis auf den letzten Mann auszurotten. (Fortsetzung folgt.)

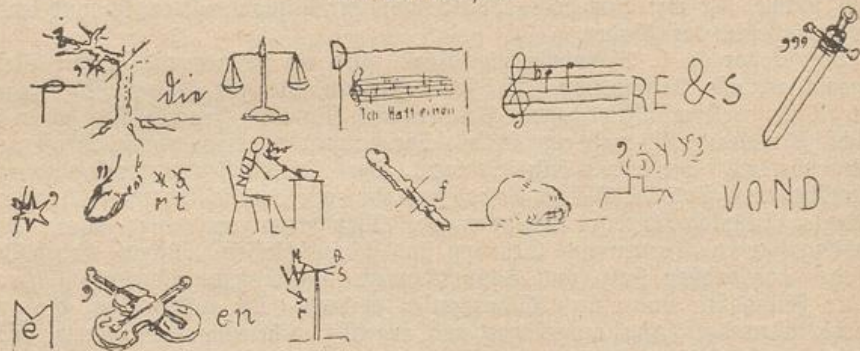


### Gebetserhörungen.

Dem heiligen Joseph innigen Dank für Erhörung in zwei großen Anliegen. Dank der lieben heiligen Theresia vom Kinde Jesu für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit. Schw. M. En. Dank der lieben heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in einem schmerzvollen Ohrenleiden. Schw. M. Firmina C. P. S.



### Bilderrätsel.



### Auflösung des Vexierbildes.

